



Nr. 148

Mai 2014

DER

VERBORGENE

GOTT

INHALT

<i>Angelika Wilmes:</i>	»Umgang« mit Gott	S. 2
	Evangelii Gaudium: Auszüge	S. 6
<i>Martin Schuck:</i>	Der Papst will nicht mehr unfehlbar sein	S. 10
<i>Hans Werners:</i>	Würzburger Synode: Rückblick	S. 12
<i>Hermann Häring:</i>	Blattgold statt Sandalen	S. 14
<i>Jacques Gaillot:</i>	Dienende Kirche	S. 20
<i>Adolf Exeler:</i>	Notizen	S. 23
<i>Peter Pawlowsky:</i>	Angst vor der eigenen Courage	S. 24
	Susanne Heine: Religion und Evolution	S. 26
	Thema Scheidung und Wiederheirat	S. 31
<i>Angelika Wilmes:</i>	Eucharistieentzug als Strafmaßnahme?	S. 31
<i>Helmut Rohner:</i>	Mutige Bischofskonferenzen	S. 35
<i>Peter Paul Kaspar:</i>	Franziskus – ein Papst anderer Art	S. 36
<i>Mathilde Laubrock, A. Wilmes:</i>	Ein Brief an den Papst	S. 40
	Und eine Antwort aus Rom	S. 41
<i>Ludwig Wilmes:</i>	Der Papst reist in den nahen Osten	S. 42
<i>Johannes Schaaf:</i>	Mord an Micaela	S. 43

»Umgang« mit Gott – ein kirchliches Phänomen?

Gott, der »ganz Andere« – alltagstauglich?

Angelika Wilmes

Die Kirche spricht gern vom Gottesgeheimnis, von Gott als dem »ganz Anderen« oder vom »verborgenen Gott«. Andererseits muss sie sich fragen lassen: Respektiert sie in ihrem Reden, in ihren Gottesdiensten und ihrem Auftreten, respektieren wir Gemeindeglieder in unserer Religiosität diese uns oft irritierende Distanz? Dieser Frage soll hier nachgegangen werden.

1. Distanzlose und unwahrhaftige kirchliche Frömmigkeit

Kirchliche Gottesverehrung ist immer in Gefahr, die Distanz zu überschreiten, die uns Menschen trennt von der Wirklichkeit, die wir Gott nennen. Je mehr wir eingebunden sind in kirchliches Leben durch Engagement in der Gemeinde oder durch ein kirchliches Amt, desto größer ist die Gefahr, in einen frommen Jargon zu verfallen, der zur versierten, fast kumpelhaften Routine wird, die nicht von innerer Überzeugung getragen ist. Ist es so weit gekommen, verlieren »fromme« Worte alle Überzeugungskraft, und – gerade – der feierlichste Gottesdienst kann zum sinnentleerten Schauspiel werden. Schlimmer noch: Solch distanzloses Reden und Beten vergiftet schleichend die Gottesbeziehung aller Beteiligten.

2. Die unangemessene Gewissheit, mit der die Dogmen vorgeben, Gott zu kennen

Seit den Anfängen der Kirche gab es das Bestreben, die Botschaft Jesu unverfälscht weiterzugeben. Alle Schriften des Neuen Testaments bemühen sich darum. Aber schon die Tatsache, dass es vier verschiedene Evangelien gibt, die mehr oder weniger voneinander abweichen, zeigt, dass es von Anfang an unterschiedliche Interpretationen des Jesusgeschehens gab. Jeder Evangelist zeichnet für die Leser »seinen« Jesus, den Jesus »seiner« Gemeinde. Wir profitieren bis heute davon: Denn jeder Blickwinkel auf die Person Jesu hat seine eigene Wahrheit.

Seit den ersten Konzilien hat sich statt der erzählenden Weitergabe der Glaubensinhalte eine Theologie der Dogmen entwickelt mit dem durchaus positiv zu wertenden Ziel, Glaubensstreitigkeiten

beizulegen. Nun hatte Jesus aber nie die Absicht, eine neue Lehre zu verkünden. Vielmehr predigte er in Beispielen und Gleichnissen einen Gott, der den Menschen keine sinnlosen Lasten auferlegt in Form von peniblen Geboten, die aufs I-Tüpfelchen genau einzuhalten sind. Dem Gott, den Jesus als liebenden Vater schildert, geht es allein um das Wohlergehen seiner Kinder, um *unser* Wohlergehen. Diese Art der »Frömmigkeit« – das macht Jesus immer wieder deutlich – erwartet Gott auch von uns.

Ein Lehrgebäude von Dogmen dagegen lässt uns glauben, Gott genau zu kennen – sein Wesen, seine Eigenschaften, seinen Willen. Wir ziehen Gott auf unsere Ebene herab: Wir machen ihn zum »lieben Gott« für die Kinder und zum Nothelfer fürs Allzumenschliche. Wir gleichen ihn unserer Alltagswirklichkeit an. Kein Wunder, dass viele sich von einem auf diese Weise neutralisierten Gottesbild abwenden.

3. Die Heiligkeit Gottes achten!

Allerdings: Leicht ist es nicht, solcher Distanzlosigkeit in der Beziehung zu Gott entgegenzuwirken, am allerwenigsten für diejenigen, die als Prediger oder Religionslehrer beruflich immer wieder von Gott zu sprechen haben. Allzu schnell schleicht sich die Routine des Alltäglichen ein in die Gottesbeziehung und in die religiöse Sprache. Unsere frommen Floskeln lassen dann leicht vergessen, dass wir Menschen nicht wissen und nicht ermessen können, wie Gott wirklich ist.

Vielleicht kann uns die Gotteserfahrung des Mose am »brennenden Dornbusch« helfen, Gott als den zu erkennen, der uns als Jahwe, der »Ich-bin-für-euch-da«, näher als jeder Mensch, zugleich aber als der »heilige Gott« niemals im letzten zugänglich ist.

Eine solche Einsicht wird Konsequenzen haben für unser Sprechen von Gott und für unser Beten:

Es wird uns zum Beispiel nicht weiter möglich sein, das Vaterunser als fromme Übung zu missbrauchen: es nicht routinemäßig vor jeder Pfarrgemeinderatssitzung oder anderen Veranstaltungen der Gemeinde zu »absolvieren« oder – wie ich es selbst erlebt habe – viermal bei *einer* Beerdigung. Gerade auf diese Gebetspraxis trifft das Wort Jesu zu: »Plappert nicht ...!«

Einen anderen, einen suchenden Ton findet die »Litanei von der Gegenwart Gottes« (*Gotteslob Nr. 557, Zeile 32, 27, 28, 29*) und damit eine Redeweise, die dem unbekanntem Gott eher angemessen ist:

»Wer bist du, Gott?
Wie ist dein Name?
Unendlich fern von uns,
und doch so nah.
Du bist nicht der Gott,
den wir uns denken,
lässt dich nicht finden,
bist wie ein Fremder.«

Entnommen aus der Litanei von der Gegenwart Gottes, Altes Gotteslob S. 727



»Evangelii Gaudium«

Einige Herausforderungen der Welt von heute

52.

Die Menschheit erlebt im Moment eine historische Wende, die wir an den Fortschritten ablesen können, die auf verschiedenen Gebieten gemacht werden. Lobenswert sind die Erfolge, die zum Wohl der Menschen beitragen, zum Beispiel auf dem Gebiet der Gesundheit, der Erziehung und der Kommunikation. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, dass der größte Teil der Männer und Frauen unserer Zeit in täglicher Unsicherheit lebt, mit unheilvollen Konsequenzen. Einige Pathologien nehmen zu. Angst und Verzweiflung ergreifen das Herz vieler Menschen, sogar in den sogenannten reichen Ländern. Häufig erlischt die Lebensfreude, nehmen Respektlosigkeit und Gewalt zu, die soziale Ungleichheit tritt immer klarer zutage. Man muss kämpfen, um zu leben – und oft wenig würdevoll zu leben. Dieser epochale Wandel ist verursacht worden durch die enormen Sprünge, die in Bezug auf Qualität, Quantität, Schnelligkeit und Häufung im wissenschaftlichen Fortschritt sowie in den technologischen Neuerungen und ihrer prompten Anwendungen in verschiedenen Bereichen der Natur und des Lebens zu verzeichnen sind. Wir befinden uns im Zeitalter des Wissens und der Information, der Quelle neuer Formen einer sehr oft anonymen Macht.

53.

Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung

Ebenso wie das Gebot »Du sollst nicht töten!« eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu sichern, müssen wir heute ein »Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen« sagen. Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht. Das ist Ausschließung. Es ist nicht mehr zu tolerieren, dass Nahrungsmittel weggeworfen werden, während es Menschen gibt, die Hunger leiden. Das ist soziale Ungleichheit. Heute spielt sich alles nach den Kriterien der Konkurrenzfähigkeit und nach dem Gesetz des Stärkeren ab, wo der Mächtigeren den Schwächeren zunichtemacht. Als Folge dieser Situation sehen sich große Massen der Bevölkerung

ausgeschlossen und an den Rand gedrängt: ohne Arbeit, ohne Aussichten, ohne Ausweg. Der Mensch an sich wird wie ein Konsumgut betrachtet, das man gebrauchen und dann wegwerfen kann. Wir haben die »Wegwerfkultur« eingeführt, die sogar gefördert wird. Es geht nicht mehr einfach um das Phänomen der Ausbeutung und der Unterdrückung, sondern um etwas Neues: Mit der Ausschließung ist die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man lebt, an ihrer Wurzel getroffen, denn durch sie befindet man sich nicht in der Unterschicht, am Rande oder gehört zu den Machtlosen, sondern man steht draußen. Die Ausgeschlossenen sind nicht »Ausgebeutete, sondern »Müll«, »Abfall«.

54.

In diesem Zusammenhang verteidigen einige noch die »Überlauf«-Theorien, die davon ausgehen, dass jedes vom freien Markt begünstigte Wirtschaftswachstum von sich aus eine größere Gleichheit und soziale Einbindung in der Welt vermag. Diese Ansicht, die nie von den Fakten bestätigt wurde, drückt ein undifferenziertes naives Vertrauen in die Güte derer aus, die die wirtschaftliche Macht in Händen halten, wie auch auf die sakralisierten Mechanismen des herrschenden Wirtschaftssystems. Inzwischen warten die Ausgeschlossenen weiter. Um einen Lebensstil vertreten zu können, der die anderen ausschließt, oder um sich für dieses egoistische Ideal begeistern zu können, hat sich eine Globalisierung der Gleichgültigkeit entwickelt. Fast ohne es zu merken, werden wir unfähig, Mitleid zu empfinden gegenüber dem schmerzvollen Aufschrei der anderen; wir weinen nicht mehr angesichts des Dramas der anderen noch sind wir daran interessiert, uns um sie zu kümmern, als sei all das eine uns fernliegende Verantwortung, die uns nichts angeht. Die Kultur des Wohlstands betäubt uns, wir verlieren die Ruhe, wenn der Markt etwas anbietet, was wir noch nicht gekauft haben, während alle diese wegen fehlender Möglichkeiten unterdrückten Leben uns wie ein bloßes Schauspiel erscheinen, das uns in keiner Weise erschüttert.

55.

Nein zur neuen Vergötterung des Geldes

Einer der Gründe dieser Situation liegt in der Beziehung, die wir zum Geld hergestellt haben, denn friedlich akzeptieren wir seine

Vorherrschaft über uns und über unsere Gesellschaften. Die Finanzkrise, die wir durchmachen, lässt uns vergessen, dass an ihrem Ursprung eine tiefe anthropologische Krise steht: die Leugnung des Vorrangs des Menschen. Wir haben neue Götzen geschaffen. Die Anbetung des goldenen Kalbs (*vgl. Ex 32,1-35*) hat eine neue und erbarmungslose Form gefunden im Fetischismus des Geldes und in der Diktatur einer Wirtschaft ohne Gesicht und ohne ein wirklich menschliches Ziel. Die weltweite Krise, die das Finanzwesen und die Wirtschaft erfasst, macht ihre Unausgeglichenheiten und vor allem den schweren Mangel an einer anthropologischen Orientierung deutlich – ein Mangel, der den Menschen auf nur eines seiner Bedürfnisse reduziert: auf den Konsum.

56.

Während die Einkommen einiger weniger exponentiell steigen, sind die der Mehrheit immer weiter entfernt vom Wohlstand dieser glücklichen Minderheit. Dieses Ungleichgewicht geht auf Ideologien zurück, die die absolute Autonomie der Märkte und die Finanzspekulation verteidigen. Darum bestreiten sie das Kontrollrecht der Staaten, die beauftragt sind, über den Schutz des Gemeinwohls zu wachen. Es entsteht eine neue, unsichtbare, manchmal virtuelle Tyrannei, die einseitig und unerbittlich ihre Gesetze und ihre Regeln aufzwingt. Außerdem entfernen die Schulden und ihre Zinsen die Länder von den praktikablen Möglichkeiten ihrer Wirtschaft und die Bürger von ihrer realen Kaufkraft. Zu all dem kommt eine verzweigte Korruption und eine egoistische Steuerhinterziehung hinzu, die weltweite Dimensionen angenommen haben. Die Gier nach Macht und Besitz kennt keine Grenzen. In diesem System, das dazu neigt, alles aufzusaugen, um den Nutzen zu steigern, ist alles Schwache wie die Umwelt wehrlos gegenüber den Interessen des vergöttlichten Marktes, die zur absoluten Regel werden.

57.

Nein zu einem Geld, das regiert statt zu dienen

Hinter dieser Haltung verbergen sich die Ablehnung der Ethik und die Ablehnung Gottes. Die Ethik wird gewöhnlich mit einer gewissen spöttischen Verachtung betrachtet. Sie wird als kontraproduktiv und zu menschlich angesehen, weil sie das Geld und die Macht relativiert. Man empfindet sie als eine Bedrohung, denn sie verur-

teilt die Manipulierung und Degradierung der Person. Schließlich verweist die Ethik auf einen Gott, der eine verbindliche Antwort erwartet, die außerhalb der Kategorien des Marktes steht. Für diese, wenn sie absolut gesetzt werden, ist Gott unkontrollierbar, nicht manipulierbar und sogar gefährlich, da er den Menschen zu seiner vollen Verwirklichung ruft und zur Unabhängigkeit von jeder Art von Unterjochung. Die Ethik – eine nicht ideologisierte Ethik – erlaubt, ein Gleichgewicht und eine menschlichere Gesellschaft zu schaffen. In diesem Sinn rufe ich die Finanzexperten und die Regierenden der verschiedenen Länder auf, die Worte eines Weisen des Altertums zu bedenken: »Die eigenen Güter nicht mit den Armen zu teilen bedeutet, diese zu bestehlen und ihnen das Leben zu entziehen. Die Güter, die wir besitzen, gehören nicht uns, sondern ihnen.«

(Johannes Chrysostomus)



58.

Eine Finanzreform, welche die Ethik nicht ignoriert, würde einen energischen Wechsel der Grundeinstellung der politischen Führungskräfte erfordern, die ich aufrufe, diese Herausforderung mit Entschiedenheit und Weitblick anzunehmen, natürlich ohne die Besonderheit eines jeden Kontextes zu übersehen. Das Geld muss dienen und nicht regieren! Der Papst liebt alle, Reiche und Arme, doch im Namen Christi hat er die Pflicht, daran zu erinnern, dass die Reichen den Armen helfen, sie achten und fördern müssen. Ich ermahne euch zur uneigennütigen Solidarität und zu einer Rückkehr von Wirtschafts- und Finanzleben zu einer Ethik zugunsten des Menschen.

Der Papst will nicht mehr unfehlbar sein

Martin Schuck

Als die katholischen Bischöfe sich [...] im Oktober 2012 zu ihrer 13. Ordentlichen Vollversammlung der Bischofssynode im Vatikan trafen, ahnten sie nicht, dass sie gerade dabei waren, Geschichte zu schreiben. Warum auch: Der Papst, der sich Benedikt XVI. nannte, war ein ehemaliger deutscher Theologieprofessor, und das Thema war ungefähr so spannend wie die Ankündigung eines Seminars, das dieser Professor in früheren Zeiten an der Universität Regensburg gehalten haben mag: »Die neue Evangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens«.

13 Monate nach der 13. Bischofssynode mag sich so manch ein Teilnehmer die Augen reiben und sagen: »Jetzt schlägt es aber dreizehn!« Papst Franziskus war damals als Kardinal Jorge Mario Bergoglio im Rang des Erzbischofs von Buenos Aires einfacher Teilnehmer der Synode; als Wortführer ist er nicht weiter aufgefallen. Jetzt hat er mit dem Bericht über die Ergebnisse dieser Synode sein erstes Apostolisches Schreiben verfasst: »Evangelii gaudium«, »Die Freude des Evangeliums«, lautet der Titel.

Man spürt dem Schreiben förmlich an, welche Freude es dem neuen Papst gemacht haben muss, die Fenster zu öffnen und frischen Wind in die altherwürdigen Mauern des Vatikan strömen zu lassen. »Jesus soll aus den langweiligen Schablonen befreit werden, in die wir ihn gepackt haben«, steht da zu lesen. Oder: »Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige und vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die Welt betreffen.« Spricht sich das päpstliche Lehramt hier selbst die Unfehlbarkeit ab? Mancher Bischof mag sich wehmütig daran erinnern, dass Benedikt XVI. vor dem »Relativismus« gewarnt hatte. Fürchtete er da schon Bergoglio als Nachfolger?

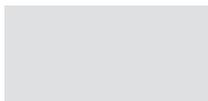
Die subtilste Kritik richtet sich gegen das, was Franziskus »spirituelle Weltlichkeit« nennt. Diese tarne sich als Liebe zur Kirche, suche aber »anstatt die Ehre des Herrn die menschliche Ehre und das persönliche Wohlergehen«. Diese Weltlichkeit speise sich aus zwei Quellen, nämlich aus der Faszination des Gnostizismus – modern gesprochen: aus der Faszination esoterischer Erkenntnis sowie aus dem »Neu-Pelagianismus«, also dem Willen zur Selbsterlösung

derer, »die sich letztlich einzig auf die eigenen Kräfte verlassen und sich den anderen überlegen fühlen, weil sie (...) einem gewissen katholischen Stil der Vergangenheit unerschütterlich treu sind«. Letztere verwandelten das Leben der Kirche »in ein Museumsstück«. Dagegen schlägt Franziskus eine »heilsame Dezentralisierung« vor, weg von Rom und hin zu den Bistümern und Gemeinden.

Katholiken, die jetzt aus der Kirche austreten, sollten gut überlegen, ob sie nicht einen großen Fehler machen. Wenn Franziskus so weitermacht, könnte es bald richtig Spaß machen, katholisch zu sein.

Entnommen aus: »Evangelischer Kirchenbote« Sonntagsblatt für die Pfalz

Der Autor ist evangelischer Pfarrer.



Rückblick

Mitteilungen aus der Würzburger Synode

Aus den FK-Informationen Nr. 1, Juli 1974

Hans Wemers

[...]

2. Die Vorlage über die Ehe

a) Über diese Vorlage ist wohl am meisten an Information in die Öffentlichkeit gedrungen. [...]

Kurz und vereinfacht zusammengefaßt, war das Ergebnis der Anträge und Diskussionen in der Synodenaula, daß der weitaus größte Teil der Mitglieder der Synode den Ansatz der Vorlage bejahte: Unter bestimmten pastoralen Voraussetzungen solle man diese Gruppe der Gläubigen zu den Sakramenten zulassen. Auch die besonders beachteten theologischen Beiträge der Professoren Lehmann und Kasper zielten in diese Richtung, wenn sie auch eine fundiertere theologische Begründung verlangten und vorschlugen.

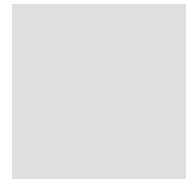
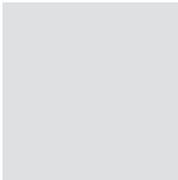
Die Bischofskonferenz bestand nicht mehr auf ihrer ersten deutlichen und scharfen Ablehnung und erklärte die Bereitschaft, das von der Synode Gewünschte und Erarbeitete als Votum nach Rom weiterzugeben. Damit ist grundsätzlich jenes Anliegen aufgegriffen, für das sich der FK schon vor drei Jahren öffentlich mit vielen anderen einsetzte und das sich [...] in der Praxis, wie viele Beiträge der Synode zeigten, vielfach bereits durchgesetzt hat.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß einige Bischöfe – ganz besonders pointiert Kardinal Höffner – darauf verwiesen, daß sie das eindeutig als einen Verstoß gegen den Willen Gottes ansähen, der unbedingt die Unauflöslichkeit der einmal sakramental geschlossenen Ehe wolle, was durch die angestrebte pastorale Veränderung in Frage gestellt werde. Man wird weiter gewiß Zweifel haben, ob Rom dem Votum positiv gegenüberstehen wird. Aber das hat sich doch durch die Behandlung in der Synode ergeben, daß eine offene Meinungsbildung im Sinne der Vorlage geschehen ist und auch öffentlich bekannt wurde. Das wirkt sich auch auf die Praxis aus,

b) Zu erwähnen wäre noch ein besonderes Votum, das die Kommission IV in ihrer Vorlage in die Synode bringen wollte (*s. Syn. 73/8 unter*

4.1.3: »Daher bittet die Synode den römischen Bischof, Papst Paul VI, zusammen mit der Bischofssynode zu prüfen, ob im Geist der Freiheit des Evangeliums unter Berufung auf die matthäische Unzuchtsklausel (Mt 5,32; 19,9) und die paulinische Entscheidung (1 Kor. 7, 12-16), auch im Sinne der Ostkirche, das bestehende Kirchenrecht geändert und den trotz ihrer Versöhnungsbereitschaft allein gelassenen Gläubigen eine neue Ehe in der Kirche eröffnet werden kann.«

Die Bischofskonferenz hatte dieses Votum mit Berufung auf ihre Glaubensverantwortung verworfen. Daraufhin zog die Kommission, offensichtlich nach längerer innerer Auseinandersetzung, dieses Votum zurück. In der Abstimmung der Vollversammlung erklärten immerhin fast 100 Synodale, daß sie mit diesem vorschnellen Zurückziehen nicht einverstanden seien. Das kann man immerhin als Hinweis deuten, daß die von der Kommission erhobene Frage theologisch sehr ernst überprüft werden muß – auch bei allem Bekenntnis zur Unauflöslichkeit der Ehe.



Blattgold statt Sandalen

Der Streit um Tebartz-van Elst artet zum Glaubenskrieg um die Vorgängerbischofe aus

Hermann Häring

Nicht nur im Bistum Limburg, auch in Rom ist die Diskussion um Tebartz-van Elst neu aufgebrochen. In und um Limburg entfalten schlichtere Gemüter einen Shitstorm mit dessen unappetitlichem Vokabular; die Angegriffenen versuchen, dies nicht ernst zu nehmen. Reaktionäre mit intellektuellem Anspruch organisierten dagegen ein aufwendiges Manifest (*una.sancta.catholica - Laien für Bischof und Kirche von Limburg*), das im Aufruf kulminiert: »Wir bleiben sehr gerne römisch-katholisch mit Bischof F.P. Tebartz-van Elst! Wir wollen unseren Bischof zurück!« Dieses Manifest vergleicht den gescheiterten Bischof mit dem ägyptischen Glaubenskämpfer Athanasius (4. Jh.), der im Glaubenskampf um den Christusglauben mit harten Bandagen kämpfte, schon mal die Getreideversorgung nach Alexandria stoppte und zeitweise in Trier ein komfortables Exil genoss. Es träumt ferner vom politischen Romantiker Görres (*gest. 1848*), der das Wohl der Kirche in der Stärkung der Bischöfe entdeckt. Unterschwellig werden so die schwierigen Zeiten der Limburger Bistumsgründung und die Bischofsverehrung einer romantischen Vergangenheit beschworen.

Deutsche Koalition in Rom

Zugleich bildete sich in Rom eine respektable Gruppe deutscher Amtsträger, deren große Zeit teils im Abklingen, teils vielleicht im Kommen ist – jedenfalls erhoffen sie es. Allen voran steht der Kardinal und verbissene Glaubenshüter G. L. Müller, der in kirchlichen Autoritäten alles Heil sieht. An zweiter Stelle steht der Doppelfunktionär und Ratzinger-Vertraute Georg Gänswein. Müller entdeckt in allen Schwierigkeiten mit Tebartz-van Elst nur eine Hetze progressistischer Bischofsgegner; »Schmarotzer« hat er sie einmal genannt. Georg Gänswein, der unerschütterliche Vasall Benedikts XVI. und diesem »im Leben und(!) im Tode« in Treue verbunden, kündigte in der Zeitschrift CICERO kampfeslustig und nicht ohne Bitterkeit an, die Jubler aus Deutschland würden sich noch wundern. Bischof Fürst aus Rottenburg hat sich ihm angeschlossen. Neuerdings gesellt sich der hochbetagte Kardinal Walter Brand-

müller hinzu, dessen missionarisches Ziel es laut Wappenspruch immer noch ist, »Feuer auf die Erde zu werfen«. Natürlich will er auch, dass es brenne. Nach ihm beginnt das Elend in Limburg nicht mit dem Widerstand gegen Tebartz-van Elst, sondern – viel früher noch – mit der Amtsführung seines Vor-Vorgängers Wilhelm Kempf, der die Diözese 23 Jahre lang leitete und 1981 das Steuer an Franz Kamphaus übergab. Schon Kempf habe nach dem Konzil eine fragwürdige Sonderentwicklung eingeleitet. In der Tat zog Kempf aus dem neuen Kirchenbild des 2. Vatikanischen Konzils sachgemäße Konsequenzen, vor denen Rom und andere Bischöfe zurückschreckten. Die Gläubigen erhielten mehr Mitsprache- und Beschlussrechte als anderen Bistümern lieb war.

1973 wurde die massive Kritik des Nuntius Bafile bekannt, der in einem Brief an Rom auch gleich die vermeintlichen Krankheitssymptome meldete, die einen Rücktritt beschleunigen könnten. Brandmüller und seine Anhänger haben das nicht vergessen. Mit Bischof Kamphaus – noch heute im Limburger Bistum hoch verehrt, weil er zukunftsweisende Arbeit leistete – hat sich – immer noch aus römischer Perspektive – die Situation eher verschlimmert. Sein späterer Sonderweg in Sachen Schwangerschaftskonfliktberatung (1999) ist dem kollektiven Gedächtnis bis heute eingeprägt. Rom hat mit seiner teilweisen Entmachtung reagiert, ohne auf Gegenstimmen und Gegenargumente zu hören.

Neue Dimension

Was hat das alles mit Tebartz-van Elst zu tun, der 2008 sein Amt angetreten hat? Die Vorwürfe gegen ihn sind bekannt; sie liegen auf drei Ebenen:

1) Die Spitze des Eisbergs bilden die Vorgänge um die überteuerte Bischofsresidenz, die von einem hohen Maß an Eitelkeit zeugen, und – schlimmer noch – deren ausufernde Kosten den zuständigen Diözesangremien und der Öffentlichkeit verheimlicht wurden.

2) Hinzu kommt die Tatsache, dass der Bischof meinte, um höherer Ziele willen könne man die Presse mit falschen Aussagen schnell irreführen. Inzwischen hat er – hoffentlich aus privater Tasche – wegen des begründeten, gerichtlich festgestellten Meineidverdachts 20.000 Euro bezahlt.

3) Die allgemeine Bitterkeit der Affäre ergab sich aus den tiefen

Enttäuschungen, persönlichen Vertrauenskatastrophen und dem verbreiteten Unrechtsbewusstsein, das überall im Bistum aufbrach; auf breitester Basis hat das Verhalten dieses Mannes dessen Unfähigkeit gezeigt, auf Menschen zu hören, gerechtfertigte Bedürfnisse von Gemeinden ernst zu nehmen oder gutgemeinte Kritik zu respektieren. Die allgemeine Vertrauensbasis gilt als irreparabel.

Schon Müller und Gänswein versuchten, diese Tatsachen zu relativieren. Seit Monaten lauten ihre Schlagworte: Hetze, Kampagne, kirchenfeindliches Gerede. Inzwischen werden ihre Verlautbarungen massiver, offensichtlich als Folge einer konzertierten Aktion. Die deutschsprachigen Bischöfe sind da viel vorsichtiger; sie wollen die Ergebnisse der bischöflichen Untersuchungskommission abwarten.

Aber diese Geduld bringen die römischen Freunde nicht auf. Sie versuchen, die Ergebnisse des Untersuchungsrapports zu unterlaufen, indem sie sich als wissende Insider präsentieren. Jetzt schon streuen sie Informationen in die Öffentlichkeit, als könnten sie in die Zukunft schauen: Tebartz-van Elst sei voll gerechtfertigt und die Vorwürfe entbehrten jeder Grundlage. Nach wie vor praktizieren sie die alten Methoden, die keine Transparenz zulassen, jede ehrliche Diskussion unterlaufen und die Gläubigen spüren lassen, dass die Entscheidungen oben, nicht unten fallen.

Seit dem vergangenen Oktober läuft die Kampagne gezielt und unverhohlen. Subjektiv gesehen, fühlen sich die Herren im Recht, weil sie noch immer meinen, sie hätten über den wahren Glauben zu entscheiden. Kritik verstehen sie als unkirchliche Subordination, und die Bischöfe gelten – von Amts wegen und kraft ihres Beistands durch den Heiligen Geist – als die Lenker kirchlicher Geschicke. Nun hat Walter Brandmüller der Diskussion eine neue Dimension – dem Frankfurter Manifest vergleichbar – hinzugefügt und dadurch die traditionell römische Mentalität entlarvt. Plötzlich stehen der wahre Glaube und die bischöfliche Autorität als solche auf dem Spiel; der Bischof wird zum Symbol des Katholischen schlechthin.

Das Elend, so Brandmüller, begann schon in den 1960er Jahren mit Bischof Kempf. Den Laiengremien wurden zu viel Rechte eingeräumt, die Ökumene drängte voran, die säkulare Stadt Frankfurt

verlockte zu neuen pastoralen Wegen. Unter Bischof Kamphaus verschärfte sich die Situation dramatisch. Im römischen Denkschema ausgedrückt: Das ganze Bistum driftete nach links ab, missachtete – selten offen, konstant aber im Verborgenen – die römische Autorität.

Soll dieser Vorwurf nur die Bitterkeit der Römer und das Verhalten des neuen Bischofs rechtfertigen? Nein, heißt es jetzt, aber die dem neuen Bischof aufgetragene Mission darf nicht gefährdet werden. Er hat für kirchliche Ordnung zu sorgen, die Seelsorge auf den guten Weg zu bringen, vor allem der Liturgie wieder den alten inneren Glanz zu verleihen. Dafür sind 32 Millionen wahrlich nicht zu viel. In Wirklichkeit geht es um einen überforderten Kirchenfürsten, der für die Menschen und deren Nöte blind war, seine eigenen Leute – Männer und Frauen – im Grunde nicht ernst nahm, unbelehrbar seinen bizarren Weg ging, zur Not die Presse belog und bis heute keinen Fehler eingestehen konnte. Stattdessen sehen einige römische Amtsträger und einige deutsche Bischöfe einen Glaubenskampf, der jetzt zu entscheiden ist. Dieser Bischof wurde als Glaubensretter auf den Schild gehoben. Er hatte für die neue Orthodoxie zu sorgen, und seine Mission darf auch jetzt nicht gestört werden.

Wird der Bischof instrumentalisiert?

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum Tebartz-van Elst so unbeirrt an seinem Amt festhält. Warum folgt er nicht dem weisen Rat des honduranischen Kardinal Maradiaga, dem ein großer Einfluss bei Papst Franziskus zugesprochen wird? Warum gibt er seine Missgriffe und Verfehlungen nicht einfach zu? Warum sucht er nicht eine andere Aufgabe, vielleicht als Sekretär von Kardinal Müller, als Untersekretär von Erzbischof Gänswein oder in der Liturgiekongregation, vielleicht als Präsident eines der vielen päpstlichen Werke, in denen pastorales Handeln eine geringere Rolle spielt? Die Antwort lautet: Weil er von mächtigen Kirchenmännern nach Kräften unterstützt und auf sein missionarisches Projekt fixiert wird. Für deren Durchhalteparolen hält er sich offen und für »sein« Bistum weiß er sich nach wie vor verantwortlich. [...]

Wie [...] wird sich bei diesem zerrissenen Umfeld der Papst entscheiden? In der Tat, das ist eine schwierige Frage, an der sich der intern tobende Glaubenskrieg genauso abarbeiten muss wie an der

Sachfrage selbst. Nach allem, was der Papst verlauten lässt, und nach allem, was er an spirituellen Impulsen der Weltkirche übermittelt, ist die Rehabilitierung dieses stolzen, ins Ästhetische verliebten, vielleicht – um ein Papstwort aufzugreifen – narzisstisch orientierten Bischofs undenkbar. Mehr noch, angesichts aller Zuwendung des Papstes zu den Armen und angesichts seiner Reichtumskritik gebührt nicht nur dem gegenwärtigen Bischof eine definitive Rückzugsorder, sondern auch seinem Vorgänger eine nachträgliche Wiedergutmachung. Die Diözese war auf besserem und heilsamerem Wege, als man ihr je zugestanden hatte.

So läuft auch das Plädoyer eines Kardinal Brandmüller ins Leere. Hat Kamphaus nicht die Gedanken und Verhaltensanweisungen des gegenwärtigen Papstes schon vorweggenommen? Hat nicht auch er sein Palais aufgegeben und einen Hirtenstab aus Holz dem goldenen Gepränge vorgezogen? Ist er nicht das Risiko einer zerbeulten Kirche eingegangen?

Aber so klar und einfach scheint die römische Situation nicht zu sein. Im ehemaligen Nonnenkloster Mater Ecclesiae, mitten im Vatikan, residiert der emeritierte Benedikt XVI., der sich wohl nicht nur dem Gebet und der Meditation widmet. Angesichts des Limburgischen Konflikts ist das eine ungute Situation und Georg Gänswein, der täglich pendelnde Doppelgänger zwischen zwei Päpsten, scheint dies auszunützen.

Einen Gegenpol bildet der genannte Kardinal Maradiaga, und man hofft gerne, dass er den Papst überzeugen kann. Doch das ist noch nicht sicher. Der Papst hat zwar ein weites Herz, ist aber zugleich geprägt von einer hochkonservativen Theologie. Denker wie Joseph Ratzinger und Henri de Lubac spielen eine prominente Rolle. Wer einmal Bischof ist, bleibt für immer Bischof, so die traditionelle Maxime, denn an dessen Ernennung und Konsekration ist der Heilige Geist unmittelbar beteiligt. Abweichende Meinungen werden gemeinhin als »Funktionalismus« diskreditiert. Man kann auch von zwei Herzen in der päpstlichen Brust sprechen und darf gespannt sein, wie sich der Papst letztlich entscheidet. Sollte aber Tebartz-van Elst im Triumph auf seinen Bischofsberg zurückkehren, dann muss Rom wissen, was die Konsequenzen sind. Bei allem Lob der Armut, das inzwischen auch in Rom angekommen ist, würde in Lim-

burg erneut eine andere Losung siegen, die Thomas Assheuer am 24. Oktober 2013 in der ZEIT so formulierte: »Lieber Blattgold als Sandalen«. Dies hätte für das Bistum allerdings katastrophale Folgen.

Pandorga, die Papier-Drachen-Schule in Südbrasilien

Erika Becker

Seit 18 Jahren arbeitet die Pandorga mit schwerstbehinderten Kindern und Jugendlichen in São Leopoldo. Sie nimmt vor allem Kinder mit schwerem Autismus auf. Heide Kirst, die Leiterin der Schule, schreibt: »Die Menschen mit Autismus – und auch ihre Angehörigen – leiden immer noch unter der Unkenntnis dieses Syndroms in unserer Gesellschaft.« Als Dankeschön für die Spende des Freckenhorster Kreises schickte sie uns Weihnachten einen Kalender über die Pandorga. »Diesmal habe ich drei Fotos mit blinden Kindern ausgesucht. Alle drei sind fröhliche Menschen. Unsere Lehrerin Vera hat eine unheimliche Geduld und Liebe, und das ist die Hauptsache. Ich lerne alle Tage mit ihnen«, heißt es in dem Brief.

Die Pandorga arbeitet täglich mit 40 Kindern und Jugendlichen und mit ihren Eltern, einmal in der Pandorga Crianca für die Kinder und in der Casa Pandorga für die Jugendlichen. Die Verantwortlichen haben ein wöchentlich feststehendes Programm entwickelt, so dass die Kinder und Jugendlichen in kleinere Hausarbeiten eingebunden werden können. Aber auch regelmäßige Spaziergänge, Malen und Musik spielen eine wichtige Rolle. »Mit behinderten Menschen arbeiten ist vielmehr als einfach arbeiten«; denn dieses tägliche Zusammenleben verwebt sich mehr und mehr mit unserem eigenen Leben. In unserem Fall: Mit unseren schwer behinderten autistischen Kindern zu arbeiten und mit ihren Familien wird zu einer Lebensaufgabe«, stellt Heide Kirst in ihrem Jahresbericht fest. Pandorga Crianca ist seit 18 Jahren im Haus von Heide und Nelson Kirst untergebracht. Sie ist inzwischen zu einer Referenz für schweren Autismus im Staat *Rio Grande do Sul* geworden. »Die Pandorga hat eine große Verantwortung übernommen. Die tägliche Freude mit und die Liebe zu den Kindern und Jugendlichen zusammen mit ihren Eltern schenkt uns die nötige Kraft, Tag für Tag getrost in die Zukunft zu blicken«, beschließt Heide Kirst ihren Bericht.

Spenden können auf das Brasilienkonto überwiesen werden.

»Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts«

Eine Predigt von Bischof Jacques Gaillot

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben, für den Evangelisten Johannes muss die Fußwasehung sehr wichtig gewesen sein. Für ihn ist sie die eigentliche Botschaft beim Abschied Jesu.

Die Fußwaschung sagt uns: Hier ist unser Platz. Auf der Erde. Auf dem Boden. Seit Jesus. Es ist der Platz Jesu. Hier unten treffen wir ihn an bei einer Arbeit, die nicht einmal Sklaven zugemutet wurde.

Unsere Vorstellungen von oben und unten geraten durcheinander. Jesus ist nicht oben auf dem ersten Platz, sondern unten auf dem letzten Platz zu finden. Nicht pro forma. Nicht vorübergehend sondern dauernd. Jesus lässt das Unterste und Niedrigste nicht liegen. Er nimmt es an. Er trägt es, unsere Last, unser Versagen und unsere Schuld.

Darum bekennen wir ihn als »Lamm, das die Sünde der Welt hinwegnimmt«. Als Jesus bei seiner Fußwaschung zu Simon Petrus kam, sagte er zu Jesus: »Herr, du willst mir die Füße waschen? Nein, niemals sollst du mir die Füße waschen!« Um diese empörte Weigerung zu verstehen, muss man wissen, dass der Dienst der Fußwaschung ein absolut niederer Dienst war, buchstäblich eine beschämende »Drecksarbeit«. – Von dem römischen Kaiser Caligula wird berichtet, dass er einmal vornehme römische Senatoren bewusst öffentlich gedemütigt hat, indem er sie zwang, ihm die Füße zu waschen.

Im Gespräch zeigt Jesus seinem begriffsstutzigen Apostel Petrus, dass Gott in Zukunft, wie schon in Vergangenheit, dort anzutreffen ist, wo man auf jegliche Macht und Herrschaft verzichtet.

Unsere Gesänge drücken diese Wahrheit treffend aus: »Ubi caritas et amor« haben wir gesungen: »Wo Güte und Liebe, da wohnt Gott!«

Jesus ist also entschlossen, die antike Sklavenhaltergesellschaft und ihre Herrschaftsverhältnisse aus den Angeln zu heben, indem er die dienende Liebe ins Zentrum aller göttlichen und menschlichen Ordnungen rückt.

Petrus, der kein Meister der Reflexion ist und lieber am gewohnten Gottesbild festhalten möchte und sich deshalb Jesus entgegensetzt, muss sich sagen lassen: Wenn du meine Fußwaschung nicht

erträgst, wie willst du dann meine Kreuzigung aushalten?

Ein fußwaschender Gott ist nicht weniger »Ärgernis und Torheit« als ein gekreuzigter!

Gib also deinen Widerstand auf, lass dir meinen Dienst gefallen, und du wirst am Karfreitag einen neuen »Gott« und einen neuen »Meister und Gottessohn« kennenlernen. Das findet seinen Ausdruck in der Abschiedsgabe Jesu, in der Fußwaschung.

Wohlgemerkt: Es sind die Füße, nicht die Hände.

Bei der Fußwaschung muss ich mich tief beugen, sehr tief, bis zum Boden, um dem anderen nahe zu kommen.

Mutter Teresa von Kalkutta reinigte eines Tages die Wunde eines auf der Straße aufgelesenen Kranken. Einem Journalisten gegenüber, der meinte, das würde er nicht für X-Dollar tun, antwortet sie: »Ich auch nicht!«

Wir können Petrus und seine Entrüstung gut verstehen: »Herr, du willst mir die Füße waschen? In Ewigkeit sollst du mir die Füße nicht waschen.« Petrus erkennt die Konsequenzen der Fußwaschung. Es ist leichter, Jesus als den Herrn anzuerkennen, als ihm den Sklavendienst einzuräumen.

Es ist leichter: »Herr, Herr« zu ihm zu sagen, als zu handeln wie er. Nur bei diesem Sklavendienst ist Jesus zu finden und bei denen, die so handeln wie er.

Wer ihn woanders sucht, sucht ihn vergebens.

Unser christliches Leben ist auf diesen Dienst Jesu angewiesen: »Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.« Gemeinschaft mit Gott – wer diese Gemeinschaft will, muss sich immer tief bücken.

Ein Schüler kommt zu einem Rabbi und fragt: »Früher gab es Menschen, die Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Warum gibt es die heute nicht mehr?« Darauf antwortet ihm der Rabbi: »Weil sich niemand so tief bücken will.«

Ja, es gibt Dinge, die können wir nicht für Geld tun. Dazu brauchen wir den Mut, zu dienen, wie die Steuerberaterin, die einmal sagte: »Wenn ich die Leute in ihren Nöten anhöre, was mit Steuerberatung längst nichts mehr zu tun hat, und für sie Verständnis aufbringe und

meine kostbare Zeit opfere, dann ist das für mich der Dienst der Fußwaschung.« So einfach, aber manchmal auch so schwer.



Füße waschen
Sich klein machen,
nicht unterwürfig,
um Menschen
wirklich nahe sein zu können.

Und wie ER
Verkrustetes, Verstaubtes, Erfahrenes
begreifen und berühren,
damit Erholung, Stärkung, Linderung
möglich wird.

Füße waschen,
einander,
wie schwer,
wie wenig selbstverständlich,
wie not-wendig.

»Theologie des Volkes

Notizen von Adolf Exeler (etwa 1974)

Die Kirche steht schon seit langem unter dem Verdacht, sie wolle »den Fragen und Ängsten« unseres Lebens »nur noch mit verbrauchten Geheimnissen antworten«. Dieser Verdacht ist berechtigt: Die Sprache der Kirche ist weithin zu Floskeln und Leerformeln degeneriert. Sie greift kaum noch.

Ein entscheidender Grund: Das Volk selbst kam nicht mehr zur Sprache. Die Leiter der Kirche haben den Leuten gesagt, was sie wollen sollen. Sie haben verbindlich vorgedacht, was die Leute denken sollen, haben sogar verbindlich vorformuliert, wie sie das Gedachte ausdrücken sollen. Jeder Zweifel an diesem Verfahren wurde als Sünde erklärt.

Demgegenüber gilt: In unserer Übergangssituation muß uns »der Schritt gelingen von einer protektionistisch anmutenden Kirche *für das Volk* zu einer lebendigen Kirche *des Volkes*«.

Die Sprach-Ohnmacht der Kirche führt zur Ohnmacht des Glaubens. Aus der Psychotherapie weiß man, wie heilsam – und notwendig es für den Menschen sein kann, sich auszusprechen.

Die Wortmächtigkeit ist für den Menschen kennzeichnend; sie hat für die Menschwerdung des Menschen entscheidende Bedeutung. Ohne die Fähigkeit, das auszudrücken, was der Mensch empfindet, wünscht und denkt, bleibt er verklemmt und wird unfähig zu sozialem, mutigem, ausgreifendem konstruktivem Verhalten.

Selbst die Lebendigkeit des Gebetes leidet unter der Sprach-Ohnmacht. Nur wer mit anderen – vertrauten – Menschen über seinen Glauben sprechen kann und auch tatsächlich spricht, wird auf die Dauer lebendig mit Gott sprechen können.

Aber – mag man fragen – sind die »einfachen« Gläubigen überhaupt in der Lage, über ihren Glauben zu sprechen? Sind sie dazu kompetent? Wofür gibt es ein kirchliches Lehramt?

Der grundsätzliche theologische Ausgangspunkt für unser Thema: Der *sensus fidelium* ist für die Lebendigkeit der Kirche ein unersetzlicher und wichtiger Faktor. Das Volk ist Subjekt des Glaubens, nicht Objekt. Es gibt wohl Fachtheologen, aber keine Fachgläubigen. Wir müssen das Wort Jesu ernst nehmen: »Vater, ich preise

dich, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbart hast.

Die Praxis der Gemeinden und der einzelnen Gläubigen muß als *locus theologicus* ernst genommen werden: An der Praxis wird sichtbar, was Christus heute bedeuten kann. Die Gläubigen sind nicht Objekte des Glaubens, sondern Subjekte. Wo dies ernst genommen wird, könnte sich ein neuer Stil von Pastoral entwickeln. Wo der amtlich beauftragte Seelsorger das Glaubenszeugnis des Volkes ernst nimmt, wird er nicht mehr sich selbst nur als Gebender vorkommen, sondern zugleich als Beschenkter.

»Wir sind der Überzeugung, daß wir von den einfachen Leuten lernen können.« Ist das nur eine Redensart, oder bestimmt dies die pastorale Praxis bis in die Methoden der Gesprächsführung hinein? Wo dies ernst genommen wird, könnte sich eine neue Art Theologie entwickeln, eine Theologie, die sich im Hinhören bildet, eine Theologie, nicht nur *für* das Volk, sondern *mit* dem Volk.

Die »Profis« müssen viel stärker ins zweite Glied zurücktreten (H. Zahrnt). Die »einfachen Gläubigen« müssen das Bewußtsein haben, daß sie *mitreden* dürfen, daß ihre Meinungen wichtig sind. Nur wer *mitreden* darf, wird *mitdenken*.

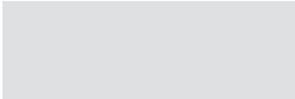
Wir haben noch keine »Didaktik des Glaubens« entwickelt. Sie müßte das Zueinander der verschiedenen Faktoren berücksichtigen: die Aufgabe des Lehramtes, die der »einfachen« Gläubigen, die der Fachtheologen usw.

Diejenigen, die mit der Verkündigung zu tun haben, sollten sich darin üben, Glaubenszeugnisse wiederzugeben. Sie sollten sie identifizieren und interpretieren können.

Für die meisten Seelsorger ist es ungewohnt, Glaubenszeugnisse zu identifizieren, festzuhalten und mit der nötigen Anschaulichkeit wiederzugeben. Es ist aber wichtig, daß wir die Fähigkeit gewinnen, die vorhandenen »Bodenschätze« zu heben. Hier liegt ein ungeheurer Reichtum vor, und in dem Maße, wie er gehoben wird, könnte dies zur Vitalisierung der Gemeinden beitragen, zur Überwindung der ekklesialen Verdrossenheit und zur Förderung des Selbstbewußtseins der Gemeinden.

Eine wichtige Quelle der »Theologie des Volkes« ist die Elternarbeit:

sich von Eltern erzählen lassen, was ihre Kinder zum Thema Glaube geäußert haben und wie sie es geäußert haben. Darin wird zugleich sichtbar, was den Eltern wichtig vorkam. Besonders eindrucksvoll sind oft diejenigen Glaubenszeugnisse, die mit dem Thema »Tod« in Verbindung stehen.

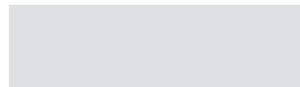


Kinderfrage

????????????????????

Lieber Gott,
wenn wir doch weiterleben,
wenn wir gestorben sind,
warum müssen wir dann
überhaupt erst sterben?

????????????????



Religion und Evolution

Zur Klärung einer nutzlosen Kontroverse

Susanne Heine

Susanne Heine ist em. Universitätsprofessorin für Praktische Theologie und Religionspsychologie an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien.

Religion und Evolution – sind sie Gegner oder lassen sie sich miteinander verbinden? Dazu gibt es zwei übliche Betrachtungsweisen. Beide teile ich nicht, vielmehr setze ich diesen eine dritte entgegen.

Fundamentalisten und Lückenbüßer

Die erste Betrachtungsweise geht von einem Gegensatz aus: Evolution contra Religion und umgekehrt. Hier treffen sich kreationistische Fundamentalisten und agnostische Biologen. Die einen kommen mit der Bibel und nehmen sie wörtlich, die anderen halten dafür, dass Gott nicht existiert, als käme Gott »Existenz« zu wie einem Regenwurm. Beide folgen der Methode, Empirisches aus Empirischem zu erklären. Das ist für die Biologie völlig in Ordnung, ja notwendig. Die Wörtlichnehmer müssen freilich erst aus der Bibel ein empirisches Sachbuch machen, damit ihre Methode funktioniert. Beide sind miteinander verwandt, weil sie mit Beweisen arbeiten, was dem Gegenstand Natur angemessen, dem Gegenstand Religion beziehungsweise der Bibel hingegen nicht angemessen ist.

Die zweite Betrachtungsweise trägt versöhnliche Züge und ist heute sehr beliebt:

Evolution und Religion schließen einander nicht aus. Auch hier können sich religiöse Menschen und Naturwissenschaftler treffen. Der Ausgangspunkt der Argumentation: Die Naturwissenschaft kann vieles, wenn auch nicht alles beweisen. Die Evolutionstheorie kann aber vor allem nicht erklären, woher die Schubkraft, die Energie zur Entwicklung von einfachen bis zu hoch differenzierten Lebewesen kommt. Daher identifizieren die einen diese Schubkraft mit Gott, die anderen gestehen zu, dass sich eine initiale Intervention Gottes nicht ausschließen lasse. Von theologischer Seite werden dann em-

pirische Ursachen Zweitursachen genannt, hinter der eine Erstursache steht, die durch Identifikation mit Gott theologisch getauft wird. So gerät Gott zum Lückenbüßer für empirische Leerstellen, und je mehr die Forschung diese Leerstellen füllt, desto mehr schrumpft Gott zusammen.

Darwins Glücksverlust

Im Übrigen findet sich diese Betrachtungsweise auch bei Charles Darwin aufgrund der »Unmöglichkeit, einzusehen, dass dieses ungeheure und wunderbare Weltall, das den Menschen umfasst mit seiner Fähigkeit, weit zurück in die Vergangenheit und weit in die Zukunft zu blicken, das Resultat blinden Zufalls oder der Notwendigkeit sei.« Er fühlte sich gezwungen, sich »nach einer ersten Ursache umzusehen, die im Besitz eines, dem des Menschen in gewissem Grade analogen Intellekts ist – eine Art Kreationismus light.

Obwohl Darwin persönlich der Kampf ums Dasein fremd war, weil er reich geerbt und reich geheiratet hatte, beklagte er gegen Ende seines Lebens einen Verlust an Glück, weil ihm die Freude an Kunst, Literatur und Musik völlig abhanden gekommen war, so die Freude an Romanen (unbedingt mit happy end – alles andere wollte er verboten wissen) »mit einer Figur »die ich durch und durch lieben« kann. Kunst ist mit Religion nicht identisch, aber verwandt.

Religion nicht ohne Evolution

Die dritte Betrachtungsweise geht nun davon aus, dass Religion die Evolution voraussetzt. Denn mit dem Menschen betritt ein Lebewesen die Bühne der Natur, das die evolutionären Vorgänge an sich selbst erlebt, sie wahrnimmt, um sie weiß, auch unter ihnen leidet. Diese – aus der Perspektive des Individuums – absurde Welt unverdienten Leidens, der Übergriffe und Katastrophen ist da, und Religion sucht einen Umgang damit, um dem – auch mental – nicht völlig ausgeliefert zu sein. Oder mit Max Weber gesprochen: »Die Erfahrung von der Irrationalität der Welt war ja die treibende Kraft aller Religionsentwicklung.« Die Evolution nimmt keine Rücksicht auf die Individuen, die um der Entwicklung und der Fülle des Lebens willen endlich sind. Sie werden von Bakterien und Viren befallen, die sich durchsetzen. Es gibt letale Mutationen und Naturkatastrophen. Dem Kampf ums Dasein, der Rivalität um ein gesichertes Leben kann sich kaum jemand entziehen.

Religion setzt also die Mechanismen der Evolution voraus, längst bevor von Evolution die Rede war, geschweige denn dass sie bereits wissenschaftlich erforscht worden wäre. Der Bibel wird oft der Vorwurf gemacht, sie enthalte zu viele grausame Geschichten. Der Grund dafür lässt sich einfach benennen: Dieses Buch ist nicht weltfremd. Zugleich stellt die Bibel ein Kontrastprogramm auf, das genau auf dem aufbaut, was die Evolution vorantreibt. Religion ist im Raum der existentiellen Endlichkeit zu Hause, weigert sich aber, sich den evolutionären Mechanismen auszuliefern.

Was – evolutionär gesehen – dem Leben dient, ist für das Individuum außerordentlich schmerzhaft; daher steht es im Mittelpunkt der Religion, biblisch: »Die Haare eures Hauptes sind alle gezählt« (*Mt 10,30f.*). Hier geht es um Beachtung jedes Einzelnen, darum, etwas wert und in dieser Welt willkommen zu sein. Religion hat ferner mit Utopien zu tun, denn Menschen können eine bessere Welt entwerfen, in der es anders zugeht als nach evolutionären Prinzipien. Gegen die Selektion steht das zentrale Liebesgebot: gerecht miteinander umgehen, die Schwachen stützen, Opfer für andere bringen, niemandem seine Daseinsberechtigung absprechen, Versöhnung der Feinde. Die prophetische Tradition kennt darüber hinaus eschatologische Utopien: ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo Lamm und Löwe friedlich beieinander liegen, eine neue Schöpfung ohne Schmerz und Tränen, mit Liebe im Herzen ohne Gebote und vor allem: kein Sterben mehr – *happy end*: Reich Gottes, himmlisches Jerusalem. Daraus ergibt sich der Impetus, gegen die Prinzipien der Evolution tätig zu werden.

Beziehung gegen Beweis

Selbst wenn es Beweise oder mindestens Indizien für einen Gott geben könnte, der die Evolution ins Werk gesetzt hat, kann das kalt lassen und wie jedes andere Faktum oder Indiz zur Kenntnis genommen werden. Religion aber zeichnet sich dadurch aus, dass Menschen sich zu Gott in eine lebendige Beziehung setzen, mit ihm als Gegenüber kommunizieren, indem sie über die Wunder der Natur staunen, zu denen sie selbst gehören, der Freude an ihrem Dasein Ausdruck geben und dafür danken. Von einer Entzauberung der Welt in Anbetracht der Evolution kann nicht die Rede sein, vielmehr von einer Bezauberung angesichts dessen, was die Selbstre-

gulierung der Natur alles an Formen und Vernetzungen hervorbringt. Zu einer lebendigen Gottesbeziehung gehört aber auch, dass die Menschen klagen über ihr Schicksal und die Grausamkeit der Natur, dass sie Gott anklagen, auf ein happy end hoffen, mindestens darauf, durch die Furcht vor dem Tod nicht ein Leben lang in Knechtschaft gehalten zu werden (Hebr. 2,15). Die biblischen Psalmen sind dafür das beredteste Beispiel.

Das sind die Erfahrungen, die dann später in der biblischen Schöpfungserzählung ins Universale erweitert wurden; deshalb an den Anfang der Bibel gesetzt, ist Genesis 1 zugleich ein Versuch, den Rhythmus und die Sabbatruhe zu legitimieren sowie die Vergöttlichung von Naturphänomenen abzuweisen, die in den antiken Religionen üblich war. Als ätiologische Erzählung beschreibt Genesis 1, zusammen mit Genesis 3, nicht etwas, das geschah, sondern was heute ist: die unlösbare Spannung zwischen der guten Schöpfung Gottes und der Vertreibung aus dem Garten Eden zwischen der Freude am Dasein und dem Leiden an der Vergänglichkeit. Es ist wohl möglich, angesichts individuellen Leids fluchend zu Grabe zu fahren oder das eigene Sterben heroisch als Dienst an der Evolution aufzufassen. Aber der Tod kann auch als Rückkehr zu Gott verstanden werden. Religion hat nichts mit Notwendigkeit zu tun, sondern mit Sinn und Bedeutsamkeit.

Religion will evozieren, dass Menschen sich beheimatet fühlen auf dieser Erde, indem sie Zufall in Sinn verwandelt, nicht »an sich«, sondern »für mich«. Die Bibel erzählt, neben anderen, kontrafaktische Geschichten von Bedeutsamkeit. Die Evolutionstheorie hingegen muss sich der Deutung enthalten. Sie würde sich sonst ebenso einer Grenzüberschreitung schuldig machen wie eine Theologie, die nach Lücken in der wissenschaftlichen Erkenntnis sucht.

Die großen Kränkungen

Die These, dass der wissenschaftliche Fortschritt die Menschheit gekränkt habe, stammt von Sigmund Freud: die erste Kränkung durch Kopernikus und sein heliozentrisches Weltbild, die zweite durch Darwin und die dritte durch Freuds Psychoanalyse, die den Nachweis erbracht habe, dass das Ich »nicht einmal Herr im eigenen Hause ist«. (4) Dies habe der naiven Eigenliebe, der Größen-sucht und dem Selbstwertgefühl des Menschen einen Schlag ver-

setzt und zur Feindschaft gegen die Wissenschaft geführt.

Bedürfnis nach Größe

Das ist vor allem an die Adresse der Kirchen gerichtet, die als dominanter Machtapparat darauf aus waren und es teils bis heute noch sind, diesen und die damit verbundene Definitionsmacht aufrecht zu erhalten. Freilich sind auch Wissenschaftler nicht von dem Bedürfnis nach Größe ausgenommen, denn je größer die Kränkung, desto größer die Bedeutung dessen, der die Kränkung verursacht. Dass der Mensch eine große Sehnsucht nach Bedeutung hat und sich nicht gerne ausschließlich als einen verdauenden, geschlechtlichen und sterblichen Organismus sieht, scheint evident. Es ist aber nicht die Evolutionstheorie als Wissenschaft, sondern die Evolution selbst, die bereits vorwissenschaftlich als Angriff auf das Selbstwertgefühl empfunden wird und die Voraussetzung für religiöse Bedeutungssysteme bildet.

Entnommen aus: Quart, Heft 1/ 2014

Zeitschrift des FORUMS KUNST-WISSENSCHAFT-MEDIEN der Katholischen Aktion Österreich, Seite 6ff.



Thema: Scheidung und Wiederheirat

1.

Die vatikanische Glaubenskongregation hat sich in die Diskussion um den Umgang der katholischen Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen eingeschaltet und der diesbezüglichen pastoralen Handreichung der Erzdiözese Freiburg eine klare Absage erteilt. In einem Brief, den der Präfekt der Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, an den emeritierten Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch gerichtet hat, fordert Müller dazu auf, diese Handreichung zurückzunehmen und zu überarbeiten.

Die Lektüre des Entwurfs der Handreichung zeige, dass diese zwar »richtige und wichtige pastorale Hinweise« enthalte, »aber in der Terminologie unklar ist und in zwei Punkten nicht mit der kirchlichen Lehre übereinstimmt, schreibt der Präfekt der Glaubenskongregation. Der Brief Müllers, der das Datum vom 21. Oktober trägt, ging in Kopie an alle Diözesanbischöfe in Deutschland.

Der Entwurf der Freiburger Handreichung empfehle den 1993 von den Oberrheinischen Bischöfen gemachten Vorschlag erneut als pastoralen Weg, heißt es in dem Brief Müllers. Demnach könnten Betroffene zur »verantwortlich getroffenen Gewissensentscheidung« kommen, die Sakramente zu empfangen und diese Entscheidung wäre vom Pfarrer und von der Gemeinde »zu respektieren«. »Im Gegensatz zu dieser Auffassung betont das Lehramt der Kirche, dass die Hirten die verschiedenen Situationen gut unterscheiden und die betroffenen Gläubigen zur Teilnahme am Leben der Kirche einladen sollen, bekräftigt jedoch ihre auf die Heilige Schrift gestützte Praxis, wiederverheiratete Geschiedene nicht zum eucharistischen Mahl zuzulassen«, hebt Müller hervor. Diese Position des Lehramts sei wohl begründet, schreibt der Erzbischof weiter und warnt vor einer »Verwirrung der Gläubigen hinsichtlich der Lehre der Kirche über die Unauflöslichkeit der Ehe«.

Auch die in der Freiburger Handreichung vorgesehene Gebetsfeier für geschiedene Gläubige, die eine neue zivile Verbindung eingehen, lehnt die Glaubenskongregation entschieden ab. »Feiern dieser Art wurden von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. ausdrücklich untersagt«, betont Müller. Zwar sei in der Handreichung davon die Rede, dass es sich dabei nicht um eine »Quasi-Trauung« han-

delt und die Gestaltung schlicht sein soll, »aber der Entwurf bietet dann doch eine Art ‚Ritus‘«.

»Aufgrund der genannten Divergenzen ist der Entwurf der Handreichung zurückzunehmen und zu überarbeiten, damit nicht pastorale Wege offiziell gutgeheißen werden, die der kirchlichen Lehre entgegenstehen«, fordert Müller. Der Freiburger Vorstoß habe nicht nur in Deutschland, sondern in vielen Teilen der Welt zu Verunsicherungen geführt, schreibt Müller. Deshalb habe er Papst Franziskus darüber informiert. Nach Rücksprache mit dem Heiligen Vater sei dann im Osservatore Romano (*Italienische Ausgabe, A.d.R.*) vom 23. Oktober 2013 ein Artikel erschienen, in dem er die »verbindliche Lehre der Kirche in dieser Frage« zusammengefasst habe, schreibt der Glaubenspräfekt.

Dieser Beitrag wurde auch in den Wochenausgaben der Vatikanzeitung abgedruckt. Unter dem Titel »Zeugnis für die Macht der Gnade« erschien er am 15. Juni in dieser Zeitung. Am Donnerstag der vergangenen Woche hatte der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Reinhard Marx, den Präfekten der Glaubenskongregation öffentlich kritisiert. Mit Blick auf die Debatte über den Umgang der Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen sagte Marx in Freising zum Abschluss der Freisinger Bischofskonferenz: »Der Präfekt der Glaubenskongregation kann die Diskussion nicht beenden«. Marx bezog sich damit auf Beiträge des Glaubenspräfekten. Müller habe ausführlich dargestellt, was die Position der Kirche sei. »Wir werden erleben, dass das diskutiert wird in der ganzen Breite; mit welchem Ergebnis, weiß ich nicht«, sagte Marx, der die Debatte über den Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen in der Kirche für völlig offen hält.



Eucharistie – Belohnung der Gerechten und Bestrafung der Sünder?

*Ausschluss von der Eucharistie – eine schwerwiegende Abweichung von der
Mahlpraxis Jesu*

Angelika Wilmes

1.

Die Verweigerung der Eucharistie für geschiedene Wiederverheiratete weicht gravierend von der in den Evangelien überlieferten Mahlpraxis Jesu ab. Menschen die Kommunion vorzuenthalten, die zum zweiten Mal heiraten, weil ihre erste Ehe scheiterte, kann nicht im Sinne Jesu sein. Aus den Evangelien wissen wir um die besondere Art seiner Mahlgemeinschaften. Zum Entsetzen der gesetzes-treuen Juden aß Jesus zusammen mit den verhassten Zöllnern und sogar mit Prostituierten. Er schloss niemanden von der Tischgemeinschaft aus, der dabei sein wollte. Damit provozierte er die religiöse Elite seiner Zeit.

2.

Ein anderer Aspekt kommt hinzu: Geht es beim Ausschluss der Wiederverheirateten wirklich um die Befolgung des Jesuswortes: »Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen?« Oder ist es nicht vielmehr das zwiespältige Verhältnis der katholischen Kirche zur menschlichen Sexualität, das hier zum Ausdruck kommt? Kein anderes Fehlverhalten wird so rigoros bestraft wie die Wiederheirat Geschiedener. Denn zur Eucharistie werden nur die Paare zugelassen, die in der neuen Ehe auf den Geschlechtsakt verzichten. Man muss sich fragen: Ist eine so definierte Wiederheirat überhaupt eine christliche Ehe?

3.

Aber es ist nicht nur das Sakrament der Ehe, das durch solch lebensfremde Forderungen pervertiert wird. Auch die Eucharistie wird beschädigt, wenn man sie zur Disziplinierung »unbotmäßiger« Eheleute missbraucht. Entzug der Kommunion als Strafmaßnahme? Nichts eignet sich so wenig dazu, wie das Mahl Jesu, zu dem er alle einlädt, Gerechte und Sünder, den Verräter Judas ebenso wie die Jünger.

4.

Die Kirche – wir – müssen uns fragen: Wie könnte ein christlicher Umgang aussehen mit denen, deren erste Ehe gescheitert ist? Ist ein Umgang denkbar, der sich am Handeln Jesu orientiert und zugleich die Schuld der Geschiedenen nicht verdrängt, sondern aufarbeitet? Welche Hilfen könnte man sich vorstellen, damit die erste Ehe versöhnlich beendet werden kann? Welche Riten hätte die Kirche für das Ende der ersten und den Anfang der zweiten Ehe anzubieten? Wie könnte eine versöhnende »Theologie des Scheiterns und des Neuanfangs« helfen, der abgebrochenen und der neuen Beziehung gerecht zu werden?

5.

Ein Argument, das in kirchlichen Verlautbarungen meistens zuallererst angeführt wird, ist das Jesuswort: »Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen!« Dieses Wort Jesu sei eindeutig und lasse sich nicht umgehen. Dieses Argument sticht nicht. Denn Ehescheidung bedeutete damals nicht dasselbe wie heute. Hören wir den Text Mt 5, 31;32! »Wer sich von seiner Frau trennt, außer er hat mit ihr in einer vom Gesetz verbotenen Verbindung gelebt, der zerstört ihre Ehe. Und wer eine Geschiedene heiratet, der wird zum Ehebrecher!« Über Eheschließung und Ehescheidung bestimmte der Mann. Heute hat sich der kulturelle Hintergrund der Ehe in den westlichen Ländern so sehr gewandelt, dass man das Wort Jesu zur Scheidung nicht mehr eins zu eins auf heute übertragen kann.

Außerdem ist es bezeichnend, dass von all den Worten Jesu in der Berpredigt gerade dieses von der Kirche mit Sanktionen belegt wird. Die Worte vom Schwören oder von der Vergeltung des Bösen mit Gutem sind von der Amtskirche kaum in gleicher Weise ernstgenommen worden.

Fazit:

Die heutige plurale Gesellschaft mit ihren zahlreichen unterschiedlichen Milieus trägt die überkommene Ehemoral nicht in dem Maße wie früher mit. Außerdem hat die katholische Kirche nicht mehr die Autorität, über unterschiedliche Lebensstile zu bestimmen. Die Anzahl ihrer »praktizierenden« Mitglieder nimmt immer mehr ab. Die Gottesdienstgemeinden altern zusehends. Die Altersgruppe, für die die Ehevorschriften bestimmt sind, ist weitgehend kirchenfern.

Es ist daher eine pastorale Notwendigkeit, den Graben zwischen der Kirche und den Eheleuten, die in einer Krise stecken, nicht noch weiter aufzureißen – und schon gar nicht durch die Verweigerung der Mahlgemeinschaft. Hilfreich wäre es, für den Prozess von Scheidung und Wiederheirat eine unterstützende Begleitung anzubieten, als Aufarbeitung von Schuld, aber auch als Ermutigung für den Neuanfang.

Mutige Bischofskonferenzen

Helmut Rohner

Bischof Erwin Kräutler vom Xingu in Brasilien hat Papst Franziskus erzählt, dass es in seiner Diözese mit 700.000 Gläubigen rund 800 Gemeinden gibt, die von nur 27 Priestern betreut werden sollen und daher nur 2-3 Mal im Jahr Eucharistie feiern können. Der Papst bat darum, die Bischofskonferenzen sollen mutige, konkrete Vorschläge machen, wie solche Probleme zu lösen seien. Ich hoffe nun, dass die Brasilianische Bischofskonferenz sich mutig zeigt und sagt: Dass die Gemeinden jeden oder jeden zweiten Sonntag Eucharistie feiern können ist viel wichtiger, als dass der Feier ein Priester vorsteht. Jesus gab der Urgemeinde den klaren Auftrag: »Tut dies – nicht als Einzelne, sondern als Gemeinschaft – zu meinem Gedächtnis.« Im Abendmahlsbericht der Evangelien findet sich weder eine Geste noch ein Wort, das auf die Notwendigkeit eines priesterlichen oder bischöflichen Vorsitzes hindeutet. Pfarrzusammenlegungen, wie sie in Mitteleuropa praktiziert werden, lösen das Problem des Priestermangels nicht wirklich. Sie schieben es nur vor sich her. Trotz großer Mitarbeit der Laien wird die Kirche einem Priester nicht mehr als 5 oder 10 Pfarreien anvertrauen können. Da wäre eine solide Dauerlösung gefragt. Die könnte von Jesus her sein: Priesterlose Gemeinden können auch so miteinander Eucharistie feiern. Das Kirchenrecht und die kirchlich-theologische Tradition dürfen nicht verbieten, wozu die Worte und Taten Jesu auffordern.

Helmut Rohner ist katholischer Pfarrer in Dornbirn, Österreich Vorarlberg

Franziskus als Papst anderer Art

Oder: Ein Papst, der keiner sein will ?

Peter Paul Kaspar

Nach einem Jahr Pontifikat fügen sich Symbole, Lebensstil und Aussagen zu einem Gesamtbild zusammen: Schluss mit dem knapp unterhalb göttlicher Allmacht und Allwissenheit angesiedelten streng autoritär ausgeübten Papstamt. Franziskus verweigert konsequent das in den letzten eineinhalb Jahrhunderten seit Pius IX. ausgeübte Papstdiktat. Anknüpfend an Johannes XXIII. und anders als seine Vorgänger seither will er die Kirche nicht diktatorisch lenken. An fünf markanten Veränderungen lässt sich dieser römische Kulturwandel erkennen:

- 1.** Von einer autoritär-zentralistischen zu einer partnerschaftlich-universalen Kirche: Deshalb delegiert Franziskus wesentliche Entscheidungen an einen neuen international besetzten Kardinalsrat, an eine bereits einberufene Bischofssynode zu Ehefragen und hat die Absicht, die Kompetenz der bisher dominanten römischen Kurie zugunsten der Amtsträger in den Ländern und Kontinenten einzuschränken.
- 2.** Von einer dominanten Kirche im Konzert der Mächtigen zu einer dienenden Kirche der Armen: Franziskus wendet seine Aufmerksamkeit verstärkt den Unterdrückten und Leidenden zu und nimmt dabei die materiell wohlhabenden, aber seelsorglich notleidenden Länder in die Pflicht. Die Bedeutung verschiebt sich vom Norden nach Süden, und vor allem von reich zu arm.
- 3.** Von der dogmatisch-liturgischen Einheitlichkeit zu einer Vielfalt in Lehre, Liturgie und Kultur: Die Einheitlichkeit, dogmatische Rechtgläubigkeit und formaler Gehorsam verlieren an Bedeutung, dafür wird die innere Einheit beschworen, der Glaube als Suchbewegung erkannt und die Autonomie des Gewissens respektiert - signifikant im Zitat: »Wer bin ich, dass ich verurteile?«
- 4.** von einer moralisierenden Kirche strenger Gesetze zu einer barmherzigen Kirche des Mitleids und der Liebe: Die Fiktion von einer unfehlbaren Lehre und einer statischen Moral weicht der Einsicht, dass wir keine irrtumsfreie Kirche der Reinen sind, sondern stets auf der Suche, manchmal auf Irrwegen und Umwegen – aber stets unterwegs zu Gott, unserem gemeinsamen Ziel.

5. Von einer exklusiven Kirche mit Absolutheitsanspruch zu einer Kirche der Offenheit für alle Menschen guten Willens: Der Abschied von der allein seligmachenden Kirche beim letzten Konzil hat den Weg zu den anderen Christlichen Gemeinschaften geöffnet, aber auch zu den anderen Religionen, ja sogar zu allen Menschen guten Willens: ein guter Weg der Versöhnung und des Friedens. Franziskus versucht, die berechtigten Wünsche der Reformgruppen – zu den Themen der Ehe im Scheitern, der Empfängnisverhütung, der Homosexualität, zu einer neuen Kirchenordnung, aber auch zur Priesterehe und Frauenordination – in der Kunst des Möglichen und des besonders Vordringlichen zu reihen. Was wie die Frauenordination eine Spaltung provozieren könnte, mildert er, indem er andere Leitungssämter für sie vorschlägt. Und was viele oder alle betrifft, soll Vorrang haben. Ein guter Anfang ist mit der Bischofssynode zum Themenkreis Ehe getan. Alles und das sofort zu wollen, ist wenig realistisch. Gerade eine allzu lange aufgeschobene Kirchenreform braucht ihre Zeit. Ob die Franziskus in seinem hohen Alter noch hat? *(Eine ausführliche Version dieser knappen Skizze erschien zum Jahrestag der Papstwahl in der Tageszeitung DIE PRESSE.) 1/9014 35*



Angst vor der eigenen Courage

Der ärgerliche »sensus fidelium«

Peter Pawlowsky

Rom wollte wissen, was die Gläubigen denken – und das hat man im Vatikan nun davon! Wovor die Bischöfe seit Jahren die Augen verschlossen hatten, das lesen sie jetzt schwarz auf weiß in den Antworten auf den vatikanischen Fragebögen: Der Umgang der Kirche mit Wiederverheirateten, ebenso mit Homosexuellen, ist arrogant und unbarmherzig, und die sonderbaren Vorstellungen römischer Zölibatäre über das sexuelle Leben von Eheleuten werden längst nicht mehr ernst genommen.

Kurze Schreckstarre in der Kurie

Da ist nun guter Rat teuer. Es dauerte einige Schreckwochen lang, bis sich Gegenstrategien formierten. Ein bewährtes Mittel ist immer Geheimhaltung. Nachdem die deutschen Bischöfe eine Zusammenfassung der Ergebnisse veröffentlicht hatten, konnte man aus Rom hören, dass Veröffentlichungen nicht erwünscht seien. Gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, dass die Ergebnisse keineswegs repräsentativ wären: Von allen Katholiken und Katholikinnen, die sich nicht beteiligt hätten, wäre anzunehmen, dass sie sehr wohl mit dem Lehramt übereinstimmen würden. Schließlich kam auch das Lehramt selbst zu Wort, wenigstens in Gestalt einiger Bischöfe, die sich für kompetent halten: Wo kämen wir denn hin, wenn sich die Aussagen der Päpste nach der Meinung des Volkes richten würden? Jetzt käme es darauf an, die Lehre – etwa von *Humanae vitae* – deutlicher zu vermitteln; das ganze Problem bestünde darin, dass Enzykliken zu wenig gelesen werden.

Während der Papst von Barmherzigkeit spricht, sehen manche Kardinäle das Verbot des Kommunionempfangs für Wiederverheiratete als »objektiv« und daher unveränderlich an. Eine solche Haltung hat zweierlei Voraussetzungen: Einmal überrollt die Tradition der letzten Jahrhunderte die biblischen Vorgaben, nach denen sich jede kirchliche Festlegung richten müsste; und zweitens bedarf es einer vorgeschützten Blindheit für die realen Verhältnisse. Denn schon heute wird Wiederverheirateten, und zwar durchaus mit Wissen vieler Ortsbischöfe, die Kommunion gegeben. Dasselbe gilt für gemischt-konfessionelle Ehepaare, die nicht auf römische Konzessio-

nen warten, um gemeinsam im katholischen oder evangelischen Gottesdienst Kommunion oder Abendmahl zu nehmen.

Echte Auseinandersetzung oder Marginalisierung

Der mutige Schritt, das Volk Gottes zu fragen, ist in Gefahr, wegen der Ängstlichkeit römischer Hardliner folgenlos zu bleiben. Man kennt dieses Verfahren, ist es doch dem konziliaren Aufbruch über Jahrzehnte ebenso gegangen. Freilich haben sich die Zeiten geändert. Nicht nur arbeitet jetzt in Rom ein anderer Papst, sondern die über Jahrhunderte bewährte gesellschaftliche Unterstützung amtskirchlicher Positionen gibt es nicht mehr. Die römische Kirche steht vor der Wahl, sich ernsthaft mit dem *sensus fidelium* auseinanderzusetzen, oder nach und nach zur Sekte zu schrumpfen. Dann werden wir weiterhin Würdenträger aller Art haben, aber kein Volk Gottes, das wirksam an der Christianisierung der Welt arbeitet: eine Firma mit Direktoren und Aufsichtsräten, die ihre Boni kassieren, aber niemanden, der die Maschinen bedient und die Produktion vertreibt.

Entnommen: Quart, Zeitschrift des FORUMS KUNST-WISSENSCHAFT-Medien der Katholischen Aktion Österreich, Nr. 1, S. 24



Der Freckenhorster Kreis

Münster, den 6. März 2014

Angelika Wilmes, Albachtener Str. 101 e, 48163 Münster

Mathilde Laubrock, Am Weißen Kreuz 5, 48231 Freckenhorst

Sehr geehrter Heiliger Vater, Papst Franziskus!

Ihr bescheidenes Auftreten und Ihre menschliche Art, die die Fernsehbilder und verschiedene Interviews vermitteln – all das macht uns nach über 40 Jahren zum ersten Mal Hoffnung für unsere Kirche. Vor allem ist es Ihre überzeugende Aufforderung, an die »Ränder« von Kirche und Gesellschaft zu gehen, die uns heute ermutigt, uns mit einem Anliegen an Sie zu wenden.

Es hat in den Jahren nach dem Konzil viele Verurteilungen, Schweigegebote, Amtsenthebungen und Ausschlussverfahren gegeben. Betroffen waren Theologen, die sich um die Übersetzung überkommener Glaubensformeln in die Sprache der heutigen Zeit verdient gemacht haben wie Hans Küng, aber auch manche, die kompromisslos im Sinne der »Option für die Armen« gemäß dem Evangelium lebten.

Vor allem muss an dieser Stelle Bischof Jacques Gaillot genannt werden, der seine Diözese verlor, gerade weil er – wie Jesus – ohne Berührungangst auf Außenseiter zuging und Umgang mit ihnen hatte. Für viele wurde er so ein glaubwürdiges Vorbild. Aber gerade für diese ernst genommene »Nachfolge Jesu« wurde er bestraft. Wir bitten Sie sehr, Bischof Gaillot zu rehabilitieren, der bis heute mit benachteiligten Menschen am Rand von Paris lebt!

Für die Zukunft haben wir durch Sie neue Hoffnung auf eine Kirche, die nicht verurteilt, sondern ermutigt, die statt zu verbieten, neue Wege zulässt, auf eine Kirche, in der das freie Wort erwünscht ist und in der nicht auf Denunzianten gehört wird. Wie Sie wünschen wir uns eine Kirche an der Seite der Ausgegrenzten.

Für Ihr schweres Amt wünschen wir Ihnen Kraft!

Im Auftrag der Mitglieder des Leitungsgremiums und der Sprechergruppe des Freckenhorster Kreises

Mathilde Laubrock, Angelika Wilmes

Der Freckenhorster Kreis ist eine Solidaritätsgruppe im Bistum Münster. Er tritt ein für eine glaubwürdige Kirche und für Solidarität mit Benachteiligten in Kirche und Gesellschaft. Er unterhält Kontakte zu Einrichtungen

und Initiativen in Brasilien und unterstützt sie finanziell. (Landpastoral; Amparo infantil in São Paulo; Straßenkinderprojekt CPP Demetrius in Recife) Zu seinen Gründern gehörte auch Kardinal Walter Kasper.

Die Antwort aus Rom:

Staatssekretariat
Erste Sektion
Allgemeine Angelegenheiten

Aus dem Vatikan, am 16. Mai 2014

Sehr geehrte Frau Wilmes,
sehr geehrte Frau Laubrock,

hiermit bestätige ich Ihnen den Eingang Ihres Schreibens an Papst Franziskus. Im Auftrag des Heiligen Vaters danke ich Ihnen für Ihre Zeilen und darf Ihnen versichern, dass Ihr Anliegen gebührend zur Kenntnis genommen wurde.

Papst Franziskus bittet um das Gebet für seinen Dienst als Hirte der universalen Kirche. Gerne schließt der Heilige Vater auch Sie in sein Beten ein und erbittet Ihnen und allen, die Ihnen nahestehen, Gottes beständigen Schutz und seinen reichen Segen. Mit der Bitte um Nachsicht, dass Sie dieses Antwortschreiben aufgrund der umfangreichen Korrespondenz in den vergangenen Monaten erst jetzt erhalten, entbiete ich Ihnen beste Wünsche und freundliche Grüße.

Peter B. Wells, Assessor

Zur Papstreise in den Nahen Osten

Ludwig Wilmes

Man kann und muss Reden halten – Reden können aufrütteln, aber sie können auch verletzen und missverstanden werden, und sie bleiben oft schöne oder kluge Worte.

Man kann Messen feiern. – Feiern stärken die Gemeinschaft, machen Mut und geben Kraft zum Durchhalten, aber nur den eigenen Leuten.

Man kann ritualisierte Zeichen setzen: – Gedenkstätten besuchen, Kränze niederlegen, symbolische Begrüßungsküsse tauschen – all das wird bei einem hohen Besuch erwartet.

Papst Franziskus kann und tut das auch – aber ihm gelingt mehr.

Er kann zuhören: den Flüchtlingen in Palästina und den Opfern auf israelischer Seite.

Er kann mit spontanen menschlichen Gesten Gefühle zum Ausdruck bringen, die von allen verstanden werden, die nicht entzweien, sondern versöhnen.

Diese Gesten sind es, die sich mir am meisten eingepägt haben:

Ein Papst, der betet an der alten Klagemauer in Jerusalem und der mit den gleichen Gesten der Trauer betet wie tags zuvor an der »neuen Klagemauer«, der Trennmauer zwischen Israel und dem Westjordanland.

Ein Papst, der herzlich an der Klagemauer einen Rabbiner und einen Imam umarmt.

Ein Papst, der einen Tag lang das rotweiße Palästinensertuch trägt – Geschenk eines kleinen Mädchens – und der ohne Schuhe die Moschee auf dem Tempelberg betritt.

Ein Papst, der allen anwesenden Überlebenden des Holocaust die Hände küsst.

Ein solcher Papst kann auch das Risiko eingehen, die verfeindeten Seiten zu einem Friedensgebet in sein Haus einzuladen. Und er erhält eine Zusage.

Gibt es trotz abgebrochener Friedensgespräche noch Hoffnung?

Mord an Micaela

Am 20. Mai erhielten wir von Demetrius Demetrio, dem Gründer und Leiter der von Ihnen unterstützten Straßenkinder-Organisation »Gemeinschaft der Kleinen Propheten« (CPP) in Recife, eine Nachricht, die uns bei Misereor zutiefst erschüttert hat und die ein Schlaglicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Brasilien wirft:

Micaela, ein 15-jähriges Straßenmädchen, das zur »Gemeinschaft der Kleinen Propheten« gehörte, ist auf bestialische Weise vergewaltigt und ermordet worden. Direkt gegenüber dem CPP-Haus ist sie auf einem verwahrlosten Grundstück inmitten von Müll am 17. Mai gefunden worden.

Es ist nicht das erste Mal, dass Demetrius den Mord an einem Straßenkind meldet, und in den brasilianischen Großstädten werden jeden Tag Jugendliche ermordet. Doch wenn einem ein Opfer direkt vor Augen steht und es einen Namen hat, geht dies tief unter die Haut, berührt es einen existentiell. Wenn man die Worte von Demetrius liest, kann man erahnen, was es für ihn und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heißt, tagtäglich mit sozialem Elend und brutalsten Formen der Gewalt an armen Kindern und Jugendlichen konfrontiert zu sein und trotzdem nicht zu resignieren, auch wenn die Versuchung manchmal groß ist. Umso mehr brauchen Demetrius und alle, die mit großem Mut an der Seite der Opfer stehen und für eine gerechtere Gesellschaft kämpfen, unsere Solidarität.

Möglicherweise hat Demetrius auch einigen von Ihnen eine PDF-Datei mit der Nachricht von der Ermordung Micaelas gemailt. Darauf ist neben dem Portraitfoto von Micaela auch ihr Leichnam an seinem Fundort zu sehen. Wir haben in der deutschen Übersetzung, die Sie im Anhang dieser Mail finden, dieses Foto nach einiger Überlegung weggelassen. Demetrius haben wir geschrieben, dass wir für ihn, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die Kinder und Jugendlichen der »Gemeinschaft der Kleinen Propheten«, für die Familie Micaelas und für alle, die ihr Tod erschüttert und die um sie trauern, in unserem morgigen Hausgottesdienst beten werden. Für Micaela selbst brauchen wir nicht zu beten: Gottes Erbarmen mit diesem Mädchen ist unendlich größer als es unser Mitleid je sein kann. Mit vielen herzlichen Grüßen

Johannes Schaaf

Freckenhorster Kreis

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke
Friedhofsallee 100 a
47198 Duisburg
Tel.:02066/33260Fax: 02066/415801
E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion:

Angelika Wilmes,
Albachtener Str. 101e
48163 Münster
Telefon: 02536/1408
E-Mail: wilmes-fk@t-online.de

Unsere Konten:

DKM BIC: GENODEM1DKM

Verantwortlich:

Ludwig Wilmes (Adresse: s. Redaktion)

Brasilien:

IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo Infantil:

IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius

IBAN: DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:

IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700

Mitglieder (M) 35 Euro,
Interessenten (I) 7,50 Euro